



Gratisbeilage für unsere Abonnenten.

Schriftleitung, Druck und Verlag der Kgl. Bayer. Hofbuchhandlung von Schröder Reichel in Augsburg.

Durch!

Von Elsa Stüper.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Martins hatte es auf-

oder morgen. Er wartete geduldig noch ein, zwei Jahre, bis Marianne gereifter und älter war. Es war ihm schon Glück, in Mariannens Nähe zu weilen, und öfter als gewöhnlich erschien er im Hause der Professorin.

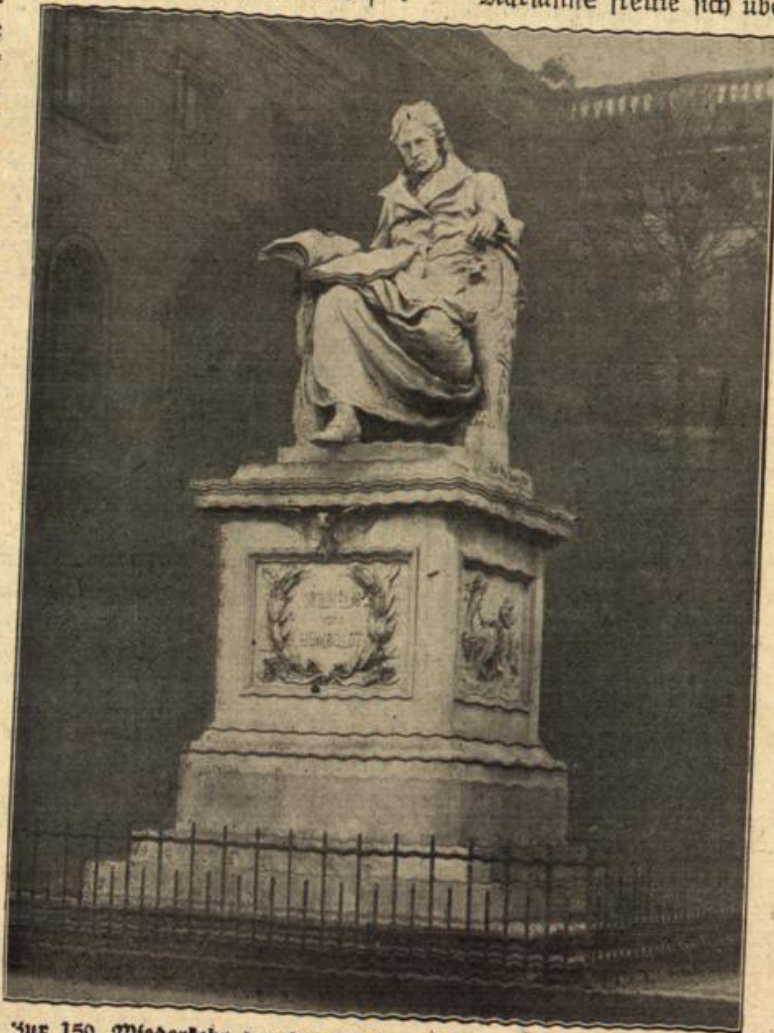
Marianne freute sich über Onkel Bernits offensichtliche

Freundschaft, nahm gerne seine üblichen Geschenke an. Sie lebte nun ihr sonniges Jungmädchen-dasein, zwickerte und sang fast den ganzen Tag.

Erst als Marianne im vollendeten achtzehnten Jahre aus der Pension zurückkehrte und Onkel Bernit allein gegenüberstand, wurde sie befangen vor seinem zwingenden Blick, vor seinen strahlenden Augen, die er auf ihrer reizenden Erscheinung ruhen ließ. Was war es nur? Sie konnte dem Onkel keinen Kuß mehr geben, so sehr er darum bat, schon floh sie in ein Nebengemach.

„Aber, Mariannchen, benimmt sich so eine wohl-erzogene Dame, die soeben aus dem Pensionat kommt?“ sagte die Professorin mit schelmischem Lächeln. Ahnte sie, sah auch sie, daß sich da etwas entspann, das noch keinen Namen hatte, das erst werden sollte, werden mußte. Diesmal ließ sie sich nicht wieder enttäuschen.

Am nächsten Tage saß Marianne allein in dem großen Wohngemache. Frau Seyfarth hatte eine Einladung angenommen.



Zur 150. Wiederkehr des Geburtstags Wilhelm von Humboldts. Das Denkmal vor der Berliner Universität, die von Wilhelm von Humboldt begründet wurde.

(By.)

(Phot.: Leipziger Presse-Büro.)

Jahre vergingen. um Lydia zu wer-
 sah, daß er keine
 en hatte. Frau Eli-
 wöhnte sich daran,
 ihren Wunsch uner-
 sehen. Sie war
 stlich mit ihrer
 chter Marianne be-
 rianne war nun
 en und bereits vor
 Jahre eingesehnet
 und ein entzücken-
 schen von sechzehn
 schant von Wuchs,
 mut und Liebreiz.
 würde gedacht
 daß das arme
 und zu einer klei-
 nheit erblühen
 r Martins, der
 esim anfällig ge-
 und noch oft bei
 Verwandten ver-
 hatte großes In-
 in Marianne, aus
 gnam die Liebe
 er entstand. Er
 rianne anders
 ia. Die Kleine
 ein halbes Kind,
 schüßers, eines
 Leben bedurfte.
 er wollte
 Er wollte nicht
 schen. Elisabeth
 schen Marianne
 Nicht heute

Sie waren an der Ausstellung angelangt. „Ich muß zurück,“ sagte Marianne. „Bernt kommt zu da darf ich nicht säumen.“ Ein strahlendes Lächeln schenkte diese Worte.

Lydia lächelte ebenfalls. „Aberdings nicht. Aber Marianne, ich komme nächsten zu euch. Grüße dich und deinen Liebsten, und nochmals viel Glück!“ Lydia wandte sich nun und betrat die Ausstellungshalle. Sie schritt sie umher. Sie wußte, wo sich ihre Bilder befanden, aber sie wollte erst die übrigen Gemälde betrachten. Eine eigene Scheu hielt sie heute ab, ihre Werke zu zeigen.

Vor einer großen Nordlandschaft blieb sie stehen. Schneekronen Häupter der Felsen schimmerten im Licht, die hochwogende See schlug schäumend gegen die Klippen.

Lydia versenkte sich in den Anblick des wunderbaren Bildes um das sich nach und nach mehrere Bewunderer versammelten. „Das Strönsen,“ las sie unten. Lydia hatte ohne diesen Namen herausgeföhlt, daß Das der Sohn war. Nur er, der Sohn jener gewaltigen Natur, dieselbe so wahrheitsgetreu wiedergeben.

Lydia stand Lydia, den Blick unverwandt auf das Bild gerichtet. Die Erinnerung rief sie mit tausend Bildern. Mancher Besucher blickte etwas verwundert auf die junge Dame. Gewiß, das Bild war von erster Hand, doch daß man halbe Stunden darunter verweilen, war manchem übertrieben. Lydia jedoch sah nichts. Ihre Augen hingen an dem Bilde, als hätte sie es zum Reden gezwungen, zum Reden über den durch den es entstanden ist.

Das Bild war und blieb für sie verschollen. Seit dem Tage, da er seiner Liebe geflohen, hatte sie Das nicht wieder gesehen.

Nach Strönsens Verschwinden hatte Lydia ein-gefaßt, daß sie töricht gehandelt, daß sie den Mann mehr auf der Welt liebte. Sie hatte seitdem nur an ihn gedacht, sich in Sehnsucht nach ihm verzehrt. Die Jahre ihrer Sehnsucht wurde stiller, sie hatte sich daran gewöhnt, die Neue, daß sie Das gemieden und ihn auf der Welt verloren hatte.

Das bleiche Antlitz und zuckenden Lippen wandte sie endlich von dem Bilde ab und ging langsam umher. Ihr Interesse für die übrigen Kunstwerke ist gering, sie suchte nicht einmal ihre Bilder auf.

Lydia ging langsam, wie träumend verließ sie die Ausstellung. Sie ging den Tergarten hinab, um allein zu sein mit der Natur, die sie mächtig gepackt. Deutlich sah sie Das in der männlichen Schönheit vor sich, eine Welt voll von sich gestoßen, hatte seine treue Liebe verschmäht. Lydia nach einer Stunde zu Hause anlangte, wurde von der Amtsrätin besorgt: „Fehlt dir etwas, du bist so blaß.“

„Mütterchen, ich bin nur etwas müde,“ sagte Lydia. Dann berichtete Lydia von Mariannens Besuch, worüber diese sehr erfreut schien. Die Amtsrätin herrschte wieder jener heitere Ton, den man im Hause gewohnt war.

(Schluß folgt.)



Das Vermächtnis.

Nacherzählt von Otto Sandsmann.

(Nachdruck verboten.)

Am Scheitel eines nach beiden Seiten sanft abfallenden Höhenzuges liegt in einer sattelartigen Vertiefung der Tannenhof, so genannt nach den beiden Bindseite stolz himmelanstrebenden Kerkentannenbäumen. Die schon von den beiderseitigen Tannen aus sichtbaren Gebäulichkeiten des stattlichen Tannenhofes verkünden weithin durch ihre Größe sowohl

wie durch die solide Bauart, daß ihr Besitzer ein wohlhabender Mann ist.

Das helle Wohnhaus mit dem hinten angebauten Stall und Stadel und die Schuppen zu beiden Seiten des Hofes bilden mit den zwei Gattertoren, die wie die Fensterläden grün gestrichen sind, ein so genaues Biered, als hätte ein für Ebenmaß Verständnis besitzendes Kind aus seiner Spielschachtel ein allerliebste Heim für sein Puppenpaar aufgebaut.

Und ebenso schmuck und anheimelnd, wie das Anwesen aussieht, so freundlich und herzensgut sind auch die Besitzer desselben, der Bauer Joseph Schwendtner, ein im Altbayerischen oft wiederkehrender Name, und seine Frau Veronika, beide weit und breit wegen ihrer Hilfsbereitschaft und ihres Wohlthätigkeitssinnes bekannt, geliebt und geachtet.

Auf dem Tannenhofe klopfte kein fremder Bettler vergebens an die Tür, und die Armen aus dem mit irdischen Gütern nicht gerade reich gesegneten Dorfe haben in Joseph Schwendtner und seiner wackeren Bäuerin bewährte Helfer aus der Not.

In dieser glücklichen Lage befindet sich der Tannenhofbauer jedoch nicht von jeher. Es gab eine Zeit für ihn, wo er mit fast unüberwindlich erscheinenden Wirtschaftsjorgen zu kämpfen hatte. Das war vor etwa zwanzig Jahren. Der Hof steckte arg in Schulden, als er an Stelle seines Vaters die Bewirtschaftung desselben übernommen hatte. Diese mißliche Lage war indes nicht etwa durch Nachlässigkeit des letzteren hervorgerufen worden, sondern sie hatte ihre Ursache in einem Naturereignis, welchem der ganze Hof samt allen Erntevorräten zum Opfer fiel. Infolge eines Blitzstrahles war er in einer Nacht gänzlich niedergebrannt, und um ihn wieder aufbauen zu können, mußte der alte Tannenhofer ein hohes Darlehen aufnehmen, da er keiner Versicherungskasse angehörte. Die zu entrichtenden Zinsen bildeten für ihn lange Jahre hindurch eine schwere Last, und als er den Hof seinem Sohn übergab, mußte dieser eine ansehnliche Zahl Schulden mit übernehmen. Diese wogen um so erdrückender für letzteren, als seine Frau, die er jung geheiratet hatte, zwar einen „aufgehauften“ Leiterwagen voll Hausrat, ein hübsches Gesicht, ein frommes, fröhliches Gemüt, ein Paar kräftige Hände und obendrein den guten Willen zum Arbeiten mit in die Ehe brachte, aber kein Geld, und gerade dieses hätte er am notwendigsten brauchen können. So war denn der Tannenhofbauer, um eine allmähliche Gesundung seiner Verhältnisse herbeizuführen, einzig auf die möglichst nutzbringende Bewirtschaftung seines Grund und Bodens angewiesen. An der nötigen Fähigkeit hierzu fehlte es ihm nicht, und deshalb besserte sich seine Lage von Jahr zu Jahr; seine Schulden wurden stetig geringer, und obendrein konnten sogar auch noch mehrere dringend notwendige Gerätschaften angekauft und bar bezahlt werden.

Als Schwendtner acht Ehestandsjahre hinter sich hatte, erhielt seine Frau eines Tages einen Brief von einer Schwester ihres verstorbenen Großvaters, und so belanglos der Inhalt desselben auch war, ein Punkt verfehlte doch nicht, die besondere Aufmerksamkeit des jungen Ehepaars in Anspruch zu nehmen, betraf er doch das für die Bäuerin, welche die alte Frau kaum kannte und von der sie noch nie eine Zeile erhalten hatte, sehr befremdliche Ersuchen, ihr einmal recht bald einen Besuch abzustatten. Obwohl es mitten im Sommer war und es um diese Jahreszeit auf dem Lande Dringlicheres zu tun gibt, als Reisen zu unternehmen, konnte die Bäuerin dem Drang nach Befriedigung ihrer nun einmal erweckten Neugierde nicht widerstehen, und von ihrem Manne selbst auch dazu angespornt, trat sie den Weg zu Fuß nach dem sieben Stunden entfernten Wohnort ihrer Großtante an. Eine bequemere Reiseart gab es nicht, da die eigenen Pferde nicht entbehrlich waren und damals weder eine Post noch eine Eisenbahn in jene Gegend führte.

Im Schweisse ihres Angesichtes zwar und todmüde, aber doch glücklich erreichte die Tannenhoferin ihr Ziel. Der ihr bereitete Empfang war ein so herzlicher, daß sie



**Zu den Kämpfen an der Isonzo-Front:
Oesterreichisch-ungarische Gebirgsstellung an der Kampffront.**
(Phot.: Leipziger Presse-Büro, Leipzig.)

eine Weile ganz vergaß, aus welchem Grunde sie eigentlich gekommen war. Als aber der Tag verging und sie immer noch nicht wußte, weshalb sie den weiten Weg angetreten hatte, da zog sich ihr Gesicht doch ein wenig in die Länge. Endlich raffte sie sich dazu auf, eine dahin abzielende Frage an ihre Großtante zu richten.

„Ich mußte dich einmal sehen, Broni, weil ich eine unbezwingliche Sehnsucht nach dir hatte,“ lautete die für die Tannenhoferin sehr enttäuschende Antwort.

„Du lebst doch früher mit deiner Enkelin zusammen, nicht wahr, Tante?“ fuhr sie fort. „Wo ist sie denn, weil du jetzt ganz allein in dem großen Hause bist?“

„Die hat sich verheiratet und ist eine feine Frau geworden,“ antwortete die Alte eisig, indem sie mit tief düsterem Blicke abseits durch das Fenster schaute und wobei ein nicht zu mißdeutender Schatten, der jeden Schein der Freude verwißte, über ihre Züge glitt. —

In nichts weniger als zufriedener Stimmung verließ am anderen Morgen die Tannenhoferin ihre Großtante. Diese gab ihr noch ein Stück Weges das Geleite, und dann trennten sie sich. Dabei ging es ziemlich kühl her: wenn

mich leichter als mit der Feder,“ sagte sie sich, meiner Mutter ist es auch lieber, wenn ihr doch mit dem sie sich nur selten besaßt, erspart bleibt, macht ihr mein Besuch mehr Freude, als der Brief.“

Hierin täuschte sie sich nicht, sie wurde von ihrer Mutter mit offenen Armen empfangen, freilich auch mit einer gewissen Bewunderung über ihr unerwartetes Erscheinen nach Jahreszeit, die einer Bäuerin nur in dringenden Fällen das Verlassen des Hofes für längere Zeit gestattet.

Mit hastigen Worten erzählte sie ihr, was sie seit dem Besuche bei der Großtante veranlaßt hatte und wie sie sich sodann auch bei ihr nach deren Enkelin.

„Die Minna hat vor einem halben Jahre einen Gerber geheiratet,“ berichtete die Mutter, „und die Großmutter dies nicht haben wollte, so ist dieselbe in solchen Zorn geraten, daß sie ihre Nichte veräußert. Sie hat ihren Besitz verkauft und lebt nun, von dem Erlöse abgeschieden, von ihrem Gelde. Mir will nicht recht leuchten,“ setzte sie hinzu, „was das heißen soll, daß sie hat sehen wollen, nachdem sie sonst mit niemandem

haben mag.“

Die Tannenhoferin war zwar jetzt nicht mehr als zuerst, doch durch die Mitteilungen der Mutter geringfügig sie auch Gedanken in ihr mahnend, denen sie bis jetzt nicht zu geben gewagt.

Raum ein Jahr später wiesen sie sich als die Großtante war und hatte die Tannenhoferin als Erbin ihres dreißigtausend Mark sendenden Vermögens jetzt, während sie sich völlig entäußert. Die Freude der Mutter darüber war um vieles größer als das Geld eine kleine Hilfe in ihrer noch sehr mißlichen Lage deutete. Waren sie schon herzlich satt an das Schuldenwesen denken, sich besüßeln plagen, um den Rest des sauer verdienenden anderen Händen



Eine Bataillons-Kanzlei auf dem Marsche.
(Phot.: Ungar. Photopresse-Büro, Budapest.)



**Von den Durchbruchskämpfen an der Westfront:
Ein erobertes französischer Trench mit mehreren Volltreffern.**
(Phot.: Photothek, Berlin.)



**Vom westlichen Kriegsschauplatz:
Ein hoher Beobachtungsstand.**
(Phot.: Rich. Spelling, Berlin.)

ist daher recht wohl begreiflich, daß sie die Erbschaft
Bedenken antraten, ihre Schulden davon bezahlten
den Rest verzinslich anlegten.

Aber wie wenn sie sich einer unredlichen Handlung
schuldig gemacht hätten, begann sich alsbald ihr Gewissen
zu regen. Mit jedem Tage mußten sie sich erneut die
Frage aufwerfen, ob das Geld ihnen auch von Rechts
gehörte. Dester denn einmal nahmen sie es sich
vor, sich nach Minna zu erkundigen, sich mit ihr ins
Geheimnis zu setzen und mit ihr einen Ausgleich herbei-
zuführen. Sie kamen aber immer recht bald wieder davon
ab, weil sie glaubten, das Geld nicht wieder hergeben zu
können. Es war ja so schön, daß sie ihre Schulden los-
werden gemacht hatten. Sorgen hatten sie mit ihrem immer
wachsenen Kinde ohnehin genug durchzumachen. Als
dieses endlich nach Jahren gesund wurde und ihr
Vermögen sich vergrößerte, traten ihre früheren marternden
Schmerzpunkte mit verdoppelter Heftigkeit wieder auf.
Sie drängten sie dazu, Nachfrage nach ihrer Verwandten
zu machen. Sie erfuhren jedoch nur so viel, daß diese an einen
andere Gesellschaften Koller verheiratet und mit diesem nach
Amerika gezogen war, daß sie jedoch, als ihnen dort das
Leben nicht blühen wollte, die Stadt wieder verlassen hatten

und seitdem ver-
schwunden waren.
Dies bildete einen
neuen Grund für
die Bauersleute, ihre
bisherige Handlungs-
weise zu bereuen.

„Wir haben vor
ihrem Gelde im
Ueberfluß, während
sie selbst vielleicht
Not leidet,“ sagten
sie sich zuweilen
und konnten ihres
Vermögens neuer-
dings nicht recht froh
werden. Um nun ihre vermeintliche Schuld auszugleichen,
übten sie die Nächstenliebe, wo sie konnten, und wurden
dadurch die Wohltäter des Dorfes.

Das war gewiß ehrenwert gedacht und gehandelt,
und man hätte denken sollen, solchen braven und noch dazu
gottesfürchtigen Leuten müßte alles nach Wunsch gehen,
und doch war es nicht so. Schwendner und seine Frau



**Von den Durchbruchskämpfen an der Westfront:
Die Zerstörung der nordfranzösischen Industriestadt Lens durch englisches Artilleriefeuer.**

hatten schon viel mit Krankheiten zu tun gehabt, aber das schrecklichste Unglück traf sie vor nunmehr sieben Jahren und zwar in solchem Maße, daß es die Herzen der armen Eheleute zu brechen drohte: ihr einziger Sohn, ihr über alles geliebter Ludwig starb nach langem Leiden im sechzehnten Lebensjahre. Jahrelang hatte Ludwig als Kind gekränkelt, und mehr als einmal hatten die Eltern bange, schwere Wochen voll Angst und Kummer, zwischen Furcht und Hoffnung, mit klopfendem Herzen und angehaltenem Aem auf den Ausspruch des Arztes gewartet, ob Rettung vorhanden sei oder nicht. Doch dieser ging mehrmals mit gefurchter Stirne weg, ohne überhaupt ein Urteil abzugeben und ließ die armen Eltern in unbeschreiblicher Trostlosigkeit zurück.

Der liebe Gott half indes damals, Ludwig wurde gesund und wuchs heran. Sein schwacher Leib wurde kräftiger, sein schmales Gesichtchen voll und rot. Er war und blieb die Freude seiner Eltern.

Als Ludwig fünfzehn Jahre zählte, zog er sich eines Tages bei den Eintearbeiten eine Erkältung zu, fing von da an wieder zu kränkeln an, und im Herbst des darauffolgenden Jahres stand der Vater an dem Grabe seines Sohnes. Seine Hoffnung, sein Stolz und seine Freude senkten sich vor seinen Augen in die schwarze Gruft. Freunde mußten den völlig gebrochenen Mann stützen, damit er nicht zusammensank. Nur der Gedanke, daß daheim sein treues Weib lag, welches die anhaltende strenge Krankenpflege und dann der Jammer um den Tod ihres Lieblings auf ein schweres Krankenlager geworfen hatte, hielt seine Spannkraft aufrecht.

Als die Tannenhofbauersleute den ersten großen Schmerz überwunden hatten, lebten sie ruhig, tätig und freundlich wie zuvor weiter. Kein Mensch sollte merken, was sie litten, um mit ihrer Trauer nicht auch andere in Betrübnis zu versetzen. Auch unter sich selbst ließen sie kein Wort davon verlauten, da sie fürchteten, den Schmerz, der in ihrem Innern tobte, zu neuer Heftigkeit zu steigern.

* * *

Zwei Jahre waren so vergangen. Es war um die Zeit der Heuernte, und das fleißige Landvölk in voller Tätigkeit. Die Sonne brannte, als müsse sie das Gras ausdörren. Doch verrichteten die Leute ihre Arbeit heiter, unter Scherz und Geplauder. Es war ein fröhliches Bild, nicht ohne idyllischen Reiz. Auch auf der großen Wiese hinter dem Tannenhofe war tüchtig gearbeitet worden, um die duftige Ernte noch vor dem Abend unter Dach zu bringen. Soeben war der letzte reichbeladene Wagen in den Stadel eingefahren, das Abladen jedoch auf den nächsten Tag verschoben worden.

Der Tannenhofer und sein Gesinde ruhten von des Tages Last und Mühe aus.

„Was meinst du, Broni, woran ich schon längere Zeit gedacht habe, ohne es dir zu verraten?“ hub der Bauer an, indem er seiner Frau lächelnd ins Gesicht schaute, neugierig ihre Antwort erwartend.

„Was ist's denn, daß du so wichtig tust?“ fragte sie.

„Kannst du es denn nicht erraten?“

„Hast du es etwa gar satt, Tannenhofbauer zu sein?“ warf die Bäuerin zweisehend hin.

„So ist es,“ entgegnete Schwendner bejahend.

„Ich denke, wir verkaufen den Hof und setzen uns zur Ruhe. Für was plagen wir uns denn?“ fuhr er schnell fort, als er merkte, daß ihm seine Frau etwas erwidern wollte. „Man radert den ganzen Tag wie unsinnig, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, ärgert sich mit den Diensthöfen herum, sorgt sich um das Wetter, um das liebe Vieh und wer weiß, um was noch alles — und für wen? Für nichts! Wir wollen verkaufen und uns ein angenehmes Alter bereiten; dann sind wir die Sorge und die Pladerei los.“

„Dann hast du gar nicht so unrecht,“ versetzte die Bäuerin mit zustimmendem Kopfnicken. „Zwar habe ich noch nicht an das Verkaufen gedacht, aber für wen wir arbeiten und uns plagen, das habe ich mich doch auch

manchmal schon gefragt. Ganz recht hast du aber auch nicht, Joseph. Wir sind jetzt in unseren besten Jahren und gesund und kräftig, um arbeiten zu können. Das dem lieben Gott die Tage wegstehlen, wenn wir jetzt verkaufen und uns zur Ruhe setzen wollten.“

„Das nämliche ist mir auch schon im Kopfe herumgegangen,“ meinte er wieder. „Ich wollte dir ja nur sagen, daß mir die Arbeit früher eine Lust war, jetzt aber eine Last ist. Doch wir bleiben bei dem, wie du gesagt hast, ist's ja zum Verkaufen noch allemal Zeit.“

Zustimmend nickte die Bäuerin zuerst mit dem Kopf und dann sagte sie: „Weißt du, schuld an unserm jetzigen Frieden ist das Geld, das geerbte Vermögen, das wir kein Recht haben. Wie viele Leute gibt's, die kein Geld noch Kinder haben und sich doch wohl fühlen!“

„Hast recht, Broni,“ antwortete der Bauer. „Wenn es gewesen wäre, wir hätten es gar nicht angenommen. Die uns damals plagenden Wirtschaftsforgen hätten wir anderen viel quälenderen Gedanken vertrieben. Wir haben unsererzeit den Fehler gemacht, daß wir das Vermögen mit Vergnügen annahmen, statt uns rechtzeitig nach dem rechten Erben umzusehen, und jetzt, da es nichts mehr zu haben wir die ewigen Selbstvorwürfe. Wenn ich die Aufenthalt der Base Minna wüßte, gern wollte ich alles übergeben, um nur wieder Ruhe vor mir selbst bekommen.“

„Wenn wir wenigstens gewiß wüßten, ob es dir geht,“ erwiderte Broni, „aber der Gedanke, daß sie in der Not leidet, während wir hier durch ihr Geld vermöglicher geworden sind, macht mir besondere Pein.“

„Es läßt sich nicht ändern, man muß halt die Dinge vorläufig gehen lassen, wie sie ist,“ meinte der Bauer. „Nach unserem Alter zu schließen, können wir noch leben und währenddem kann auch noch genug passieren. Es ist sogar möglich, daß wir ihr oder ihren Kindern, die sie welche hat, ihr ganzes Vermögen einhändigen können und unseres dazu.“

„Möge es Gottes Wille sein!“ gab die Bäuerin aufatmend zurück. „Ich für meine Person würde es am glücklichsten schätzen, wenn sie plötzlich arm und mit einem Häufchen Kinder daherkäme und bei uns Aufnahme suchen würde.“

„Ja, das wäre so ein Glück! Wenn Gott es will, ist es möglich. Sie weiß doch, daß wir mit ihr verwandt sind und ihr Weg müßte deshalb in erster Linie zu uns führen. Das Leben ist lang, und die Schicksale der Menschen sind wunderbar.“

„O, wie herrlich müßte es sein,“ fügte die Bäuerin ganz von ihren Gedanken eingenommen, hinzu, „dann ihre Kinder auch die unseren sein würden und jedes einzelne uns so viel Freude machte, wie es der gute Ludwig getan hat.“

„Gewiß würden wir dann auch wieder Freude finden, unseren Hof zu bewirtschaften und wieder ein friedenes Leben führen. Nur einen tröstlichen Gedanken hätten wir zwar dann, aber er würde genügen, uns zu beruhigen.“

„Mir geht da auf einmal ein sonderbarer Gedanke im Kopfe herum, während wir von Kindern sprechen,“ entgegnete Broni mit leuchtenden Augen. „Ich meine nämlich, daß wir auf die Kinder der Base nicht rechnen können, wenn Gott kein Wunder tut, daß wir es aber der Hand haben, unseren Traum zu verwirklichen, dann wir bei passender Gelegenheit ein fremdes Kind annehmen.“

„Mir aus der Seele gesprochen, Broni! Solche Gedanken liebe ich von dir!“ rief der Bauer, mit dem ganzen Kopfe lachend. „Ich halte dieses ewige Einerlei nicht mehr aus. Warum soll man so einen armen, fremden Wurm auch liebhaben können?“

„Die Frage ist nur, wer ein Kind weggeben kann,“ erwiderte sie mit Bedenken.

„Manche Eltern zwingt die Not dazu. Wir müßten eines, dem Vater oder Mutter gestorben ist, oder noch

... beide Eltern tot sind, um es so recht als unser eigenes betrachten zu können. Wir wollen es schon so an gewöhnen, daß das kleine Herz recht bald uns allein sein soll."

Wieder war ein Jahr verflossen, und der große Krieg bereits seine blutrote Fadel über die Länder Europas schwingen begonnen, Tausend und Tausende von Germanen hatten schon ihr stilles Grab da und dort auf den Schlachtfeldern gefunden, und viele Tausende Familien verlornten einen geliebten Sohn, Bruder oder Gatten. Die Nachrichten und öffentliche Blätter verkündeten den der Heimat Harrenden, daß der Tod ihre Lieben auf Schlachtfelde ereilt und sie nie mehr wiederkehren werden in den trauten Kreis der Familie.

Mit großem Interesse verfolgten die Tannenhofleute die Nachrichten in der Zeitung. "Wie viele mögen sie jedesmal zueinander, wenn sie lasen, daß da oder ein heftiger Kampf stattgefunden habe. "Wenn wir von ihnen hier hätten!" Diesen Wunsch sprachen sie auch einmal aus, als Pfarrer eines Sonntagnachmittags bei ihnen zu Besuch war.

"Gott segne euch für diesen Gedanken!" rief der Seelenhirt begeistert. "O gewiß führt ihr ihn aus. Nehmet solches armes Wesen an euer Herz. Es gibt deren so drinnen in der großen Stadt, wo es zwar an Wohlthun nicht mangelt, die öffentliche Armenpflege aber eine sehr schwere Aufgabe hat, gänzlich verlassene Kinder geeignet unterzubringen."

"Wir wollen es ja gerne tun, aber wie haben wir denn das anzufangen, Herr Pfarrer?" versetzte der Bauer.

"O, wenn es nur darum zu tun ist, dann weiß ich schon Rat und Hilfe. Wenn es euch recht ist, werde ich die Sache in die Hand nehmen und nach euren Wünschen regeln."

Die Tannenhofers waren damit einverstanden, und bereits am anderen Tage besaßte sich der Pfarrer an seinem Schreibtisch mit dieser Angelegenheit. Er wandte sich zunächst an einen in München lebenden Freund, und als er von diesem Antwort erhalten hatte, erschien er wieder auf dem Tannenhofe.

"Die Sache ist so weit in Ordnung," erklärte er, "daß Sie nur nach München zu reisen und sich eines von den Kindern, welche zur Weggabe in Frage kommen, zu holen brauchen."

"Das tue ich von Herzen gern, aber, nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie sind so gütig, mich zu begleiten," antwortete der Bauer.

"Selbstverständlich bin ich mit Vergnügen bereit, dieses gottgefällige Werk vollbringen zu helfen!" versetzte der Pfarrer.

"Und wann machen wir uns auf die Reise?"

"Ich werde es Ihnen rechtzeitig zu wissen tun, an welchem Tage es mir möglich sein wird," antwortete der Seelenhirt und empfahl sich.

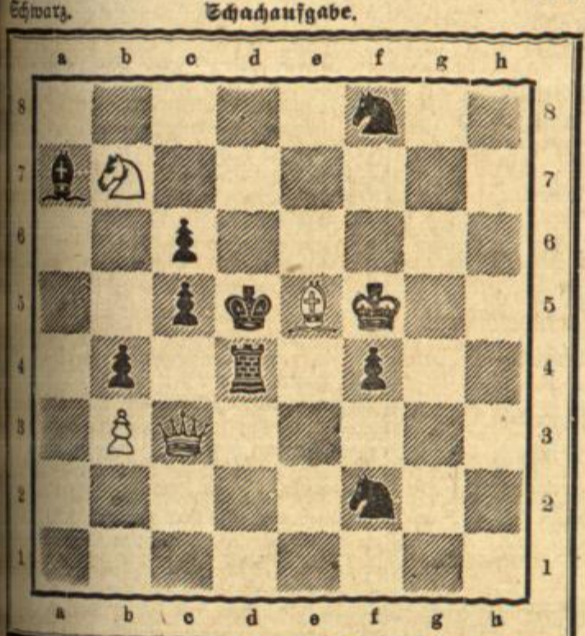
In der darauffolgenden Woche und zwar am zehnten Oktober, dem Todestage Ludwigs, fuhr der Tannenhofbauer mit dem Pfarrer der Hauptstadt zu.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Spielende.

(Nachdruck verboten.)

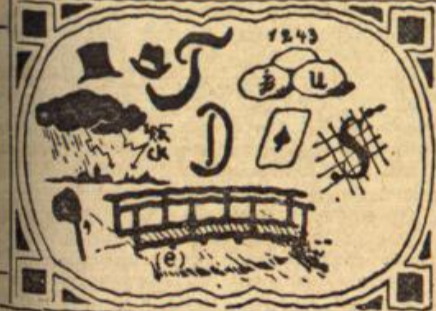


Weiß zieht an und gibt in 5 Zügen matt.

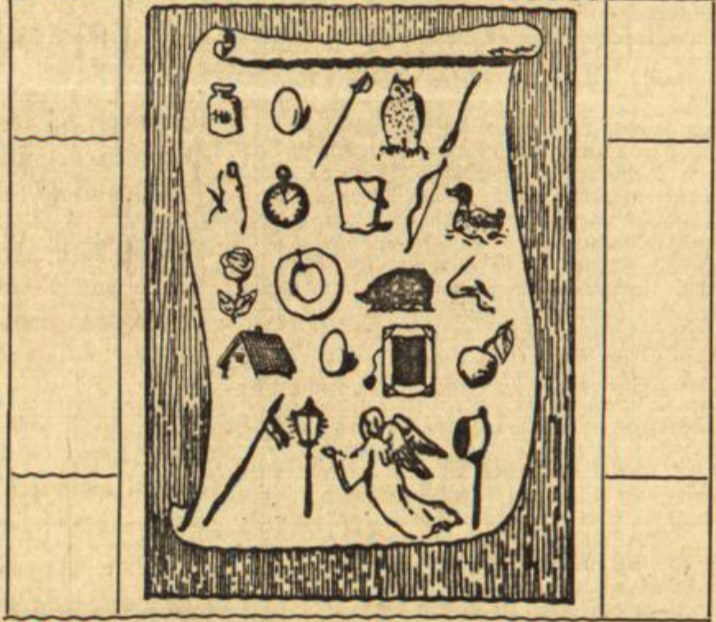
Rätselle.

(Nachdruck verboten.)

Bilderrätsel.



Hieroglyphenrätsel.



Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

- Auflösung des Bilderrätsels: Liebe ist wie ein Tau, sie fällt auf Rosen und Resseln.
- Auflösung des Wechsellrätsels: Matte, Mitte, Motte.
- Auflösung des Visitenkartenrätsels: Regierungsbote.
- Auflösung des Buchstabenrätsels: Hochosen - Kochosen.
- Auflösung der Charade: Biel, leicht - vielleicht.
- Auflösung des Rezierbildes: Bild nach links drehen, dann zwischen Schutthausen im Vordergrund und Rippwagen in der Mitte.
- Auflösung des Anspielrätsels: Unser der Sieg. Rundreise.

